

Medusenhaupt.

Jede Zeit hat ihr besonderes Angstgespenst. Alles, was sich hinter dem Trugschein des Momentes birgt, verkörpert sich in ihm: alles Vergangene, das man nicht abschütteln, alles Gegenwärtige, mit dem man nicht fertig werden, alles Zukünftige, dem man nicht ausweichen kann. Wem es einmal sichtbar geworden, der ist ein gezeichneter Mensch. Er schaut sich irr und blind daran; es lähmt seine besten Kräfte. Der Stumpfere mag sich an den Anblick gewöhnen, sich einrichten mit seinem Gespenste und schlecht und recht weiterleben; den feiner Organisierten bringt es um. Und Perseus selbst kann der Gorgo das Haupt nur dann abschlagen, wenn er ihr nie ins Antlitz gesehen.

Das ist der Grundgedanke eines neuen schwedischen Romans. Sein Verfasser, Gustaf af Geijerstam, hatte bisher

eine Reihe braver naturalistischer Sachen geschrieben, denen das „cachet“ der Eigentherrlichkeit, die eben Kunst ist, fehlte. Atelierstudien gleichsam. Eine davon, „Mutter Lenas Junge“, ist bei Reclam deutsch erschienen. Das ist nun lange her — ein paar Jahre schon — und die Mode in der Litteratur hat seitdem umgeschlagen. Aber das erklärt ein Werk wie „Medusenhaupt“ nicht; ein solches bedurfte mehr als des Wechsels im Vorbild und Meister, mehr als neuer Manieren der Kunst. Eh' er es schreiben konnte, musste im Autor selbst etwas vorgegangen sein, das ihn zu einem Menschen für sich, zu seinem eigenen Meister machte. Es hatte sich in Geijerstam jener seelische Prozess vollzogen, den man vielen Künstlern unserer Tage anmerken kann. Es ist wie eine heimliche Erkrankung, die ihnen eigentlich erst Innerlichkeit giebt und leichter mitvibrierende Nerven. Ihre Phantasie entzündet ihr Blut nun heftiger; sie leben bis zur Unerträglichkeit das Leben ihrer Traumgeschöpfe mit; sie leben überhaupt intensiver; sie sehen und fühlen die tausend Fäden, welche die Natur in ihrem Fleische hat, und die tausend anderen, mit denen Gesetz und Sitte sie bindet und einschnürt; sie wissen um sich und um ihre tiefe Isolation — um die schauerliche Stummheit

des Alls gegenüber dem wilden Angstruf des Lebens. In ihnen pocht das Herz der Welt; für sie pocht in der Welt kein Herz. Dies leidensvolle Bewusstwerden des Menschen, das Rudyard Kipling den Passionsweg von den „Plain tales“ zu „The light that failed“ und „The Children of the Zodiac“ führte und dem Guy de Maupassant der „Boule de suif“ oft und öfter tiefe und traurige Geschichten, wie „Une vie“, „Notre coeur“, abpresste — dies Bewusstwerden, Sehendwerden, Fühlendwerden verrät sich in „Médusenhaupt“. Ein Buch, das nicht ein buntes Hirngespinnst ist, sondern ein Seelenerlebnis. Heftiges Leiden stammelt drin und macht die Künstlerhand zittern: wie erklärte sich sonst eine so virtuose Beherrschung des Stils als Werkzeug der Analyse und dabei eine so fabelhaft schwerfällige Ungeschicklichkeit im Arrangement des Stoffes? Mit diesem Klammer-in-Klammer-Setzen, als handelte es sich um Auflösung eines mathematischen Problems! Und es ist nicht etwa Plan darin, wie z. B. bei Konrad Ferdinand Meyers „Hochzeit des Mönchs“. Dieser setzt die Rahmenerzählung in einen zweiten Rahmen, weil er seinem furchtbaren Gegenstand dadurch das Atembeklemmende zu leiblicher Gegenwart nimmt; er rückt seine Gestalten in grosse Entfernung und gewinnt dadurch

den ruhigen Augenpunkt, der gestattet, die Plastik der Figuren und die Anordnung des architektonischen Aufbaues zugleich aufzufassen und ein Zusammenwirken von Einzelheiten als Ganzes zu bewundern. Anders Geijerstam. Er kann nicht genug Nähe des Lebens haben; die Geschehnisse und ihre Deutung bekommen förmlich selbst das Wort; sie stürzen von allen Seiten persönlich auf uns ein und bläuen uns ihre Realität mit Faustschlägen auf. Dreimal hebt Geijerstam zu erzählen an. Erst ein Prolog, dann berichtet Sixten Ebeling von den „Ereignissen der Nacht“ und hierauf Tore Gam in seinem Tagebuch einen Teil derselben Geschichte, wie er sie erlebte. Das Schlusswort spricht der Epilog. Dabei musste das Ineinanderspiel der Proportionen ein mehr mechanisches und unwirksames werden, denn das Zusammenstimmen der Masse nach Wichtigkeit des Inhaltes ging darüber natürlich verloren; das Tempo der Rede wurde ein stolperndes und Überladung der Motive wechselt mit leeren Stellen. Und dennoch — man liest auch über die leeren Stellen wie im Fieber fort, weil man gepackt ist; denn man weiss schon in der Mitte das Ende des Buches und das Interesse liegt im wann? im wie? und — im warum? Man ist gepackt, denn dies mangelhafte Kunstwerk

ist ein gutes Buch, und die germanische Formlosigkeit, das Verschwommene, Unplastische dran, das Unbeholfene in zu viel Reichtum wirkt monumental: so machtvoll durchflutet ein Strom von Angst- und Leidensstimmung das ganze Buch und giebt ihm heisses Leben. Das Undeutliche, Unzulängliche der organischen Konstruktion wird auf einmal wie die notwendige Einkleidung einer Erzählung, die vom undeutlichen Sinn des Lebens handelt, vom Unzulänglichen der Natur, dem Stückwerkartigen menschlicher Beziehungen und den dunklen Sackgassen des Daseins, in denen sich der Einzelne verirrt und zu Tode läuft.

„Medusenhaupt“ schildert die Beziehungen zweier Menschen zu einander, sogenannter Freunde, die sich nicht ganz finden und nicht ganz lassen können, die im Wechsel von Anziehung und Abstossung sich immer fester verketten — wenn sie gegen einander wirken, erst recht auf einander wirken, in der Nähe einander fern sind und getrennt für einander Schicksal werden. Nichts befreit den einen wirklich von dem anderen; im Gegenteil, da der eine stirbt, ist der Überlebende dem Toten widerstandslos anheimgefallen.

Sie hatten sich schon auf der Universität gekannt und instinktiv gemieden. Ein Zu-

fall führt sie in Stockholm zusammen; der Moment findet sie gerade sympathisch gestimmt; Tore Gam spricht gut, Sixten Ebeling hört gut zu. Sie haben so viel Gemeinsames, um sich verstehen zu können; sie sind einander so unähnlich, um einander zu interessieren. Tore Gam ein heisses, verschwenderisches Temperament, das rasch, wenngleich stossweise ersetzt, was es an innerer Kraft verbraucht; Sixten Ebeling ein ärmeres Naturell, mit langsamer Zirkulation des Blutes und übermässigem Aufwand an Nervensubstanz — ein Naturell, das mit sich haushalten muss. Tore giebt sich leidenschaftlich und rückhaltlos mit allen Organen seines Wesens aus. Sixten ist tiefer in sich konzentriert, mit einer Seele voll geheimer Hinterhalte, einer Seele, die sich niemals frei ausströmen lässt. Sein ganzer Instinkt ist auf Selbstbewahrung gerichtet, auf Zusammenfassung seines Ich und Abwehr alles störend Zutringenden. Das Leben mit anderen, in anderen, für andere schreckt ihn; er fühlt sich unfähig zum Mitleben der Zeit, ihrer Leiden und ihrer Kämpfe; er erträgt nicht einmal die Angst vor den Gemüterschütterungen, die jede Beziehung zu Menschen und Dingen mit sich bringt; so hat er sich künstlich gewöhnt, zu sehen, zu hören und nicht zu fühlen; er

hat um sein Wesen hohe Schanzen gezogen und sich abgeschlossen vom Tage und seinen Interessen. Er lebt in alten Büchern und in alten Zeiten, weil er mit solchen weltflüchtigen Studien die Unruhe, mit der die Gegenwart ihn anfüllt, und die Misstöne des Leidens ringsum übertäubt. Und nun muss er, der Ironiker, Tore Gam begegnen, dem Enthusiasten, der mit dem Dasein anbinden will, der überströmt von Arbeitslust und Kampflust, dessen Antlitz strahlt wie das eines Verliebten, obwohl er in nichts verliebt ist als in die Welt und das Leben, Tore Gam, dem Hinz und Kunz ein Bruder ist und jeder Freund ein wahrer Halbgott. Der felsenfest an die Zukunft glaubt und hofft, noch einen Blick ins gelobte Land eines besseren Menschendaseins thun zu dürfen — ganz wie Moses. Denn warum, meinst du, gelang das Moses? „Er zwang eben Gott, den Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Sein Anspruch ans Leben war so unermesslich, dass seine Forderung niemals mehr zurück ins Nichts sinken konnte, sondern sein Recht sich nahm. Hätte Moses seinen Traum nicht verwirklicht bekommen, würde er gegen Gott Aufruhr erhoben und die Gesetzestafeln zerschlagen haben. Er hätte Israels Kinder zurück in die Wüste geführt und sie zum Fluch der Menschheit als Räuber-

horde organisiert. Und die zehn Gebote wären nie in den Katechismus gekommen.“ — „Ich meine das im Ernst,“ fügte Tore Gam hinzu. Sixten Ebeling hört und kann nicht mehr lächeln. Die beiden, die sich einst instinktiv mieden, haben sich oft und öfter getroffen, schliesslich eine gemeinsame Wohnung bezogen — Sixten Ebeling und Tore Gam, d. h. eigentlich Sixten Ebeling mit jenem anderen Sixten Ebeling, der einmal war, weltunklug und weltunkundig, ein heisser Kopf und ein exaltiertes Herz, das auch geträumt hatte, für grosse Ideen und die Menschheit zu wirken. Mit dem Abbild jenes Sixten Ebeling, das ihm nun lästig war wie eine noch nicht ganz abgestreifte Schlangenhaut und das ihm ein Vorwurf schien, ein besseres Ich, das er verraten. Täglich rieb sich nun Sixten an diesem besseren Ich; das Verwandte wurde zum Entfremdenden; das im Inneren Halbüberwundene musste auch aussen überwunden werden. So wuchs ihm aus den Worten und Gesten Tore Gams eine Antipathie heraus, die in einem unerwarteten Moment heftig und brutal ausbricht. Tore Gam begreift nichts, kann's nicht fassen. Zum erstenmal in seinem Leben wacht er auf und — da sieht er der Wirklichkeit ins Auge, dem Medusenhaupt. Seine somnam-

bule Sicherheit ist dahin. Er bemerkt nun auf einmal verschiedene Wege, die ins Dasein führen. Er versucht es mit Kompromissen. Er überhört die Stimme seines Inneren, die aufsteigende plötzliche Antipathie gegen Sixten; er will den Riss in ihrem Verhältnis überkleistern. Er fragt Sixten um Rat. Er will, um heiraten zu können, seine freie Stellung aufgeben, in der er für seine Ideen arbeiten und kämpfen kann; er will in die Redaktion einer neubegründeten Zeitung treten. Er weiss es, „Überzeugungen“ darf er da nicht haben oder mindestens nicht äussern; was meint Sixten? — O, Sixten, der sagt, es sei dabei kein Risiko: das Aktienkapital gross, der Chef ein mässiges Talent mit viel Routine und wenig Charakter; das Unternehmen habe also Chance zu reussieren. Im Grund seiner Seele weiss Sixten, dass Tore sich im Pressdienst zermürben wird; doch er redet ihm nicht ab. Und Tore fühlt, welche Gleichgiltigkeit und höhnische Kälte aus Sixten Ebelings Worten spricht. Das weckt seinen Trotz: „Jedenfalls nehme ich den Posten an“ und geht fort. Tore rennt in sein Verderben hinein, sagt sich Sixten. Ich muss mich darum von ihm trennen. Er will nicht zusehen, es miterleiden, wie ein Mensch sich zu Grunde richtet. Er zieht sich von Tore

ganz zurück und lebt nur mehr für seine eigene Carrière. Tore hat er fast vergessen. Nur hie und da begegnet er ihm; er soll aber Stockholm nun ganz verlassen haben. Nur kürzlich war Tore Gam bei ihm und bat um Geld. Er sah aus wie ein Verlorener, wie ein vom Wahnsinn Berührter, dem der Tod schon sein Eigentumszeichen aufgedrückt hat.

Das alles fällt Sixten Ebeling eines Abends ein — in wirrer Folge, doch in deutlichen Bildern. Er war bei einem Diner gewesen; man hatte davon gesprochen, dass es nicht immer der wertvollste Mensch ist, der es im Leben zu etwas bringt. Ein Poet hatte die Gedanken der anderen zusammengefasst und die Mythe vom Perseus erzählt und ausgelegt. Jede Zeit hat ihr Medusenhaupt, das ihr entgegenstarrt. Und jeder Mensch hat seines. Die plumpen, rohen Naturen sehen ihm mit Ruhe ins Gesicht und treiben mit seiner Unheimlichkeit Scherz. Wir anderen haben die Lust verloren, wegzuschauen und zuzuschlagen. Wir krümmen uns in Ohnmacht vor den furchtbaren Augen, die von allen Schrecken des Lebens erzählen. Wir starren hinein wie in einen Abgrund, in dem wir die Macht des Bösen erblicken und unsere eigene Ohnmacht. Wir starren hinein, bis wir langsam erstarren, bis unsere

Gefühle erfrieren, unser Verstand stillsteht und unsere Sinne die Empfänglichkeit verlieren, welche „leben“ heisst. Es giebt Zeiten, die mehr als andere in dies hoffnungslose Elend versinken: das Schlechte zu sehen und dafür kein Mittel zu wissen. Und so lang niemand ihr den Kopf abhauen will, sind es die besten unter uns, die in Erwartung des Befreiers um den Palast der Gorgo die Versteinerungen bilden . . . Sixten hatte die Fabel gehört und geschwiegen. Doch kaum war er allein und auf der Strasse, überkam ihn eine sinnlose Gereiztheit. Was gingen ihn die Reden des jungen Dichters an? Und doch war ihm, als hätten sie ihm persönlich gegolten. Alle seine Gedanken kommen in Aufruhr gegen einander und er erreicht sein Hausthor in heftiger Erregung. Er greift in die Tasche nach dem Schlüssel und zu seinem Schrecken findet er ihn nicht. Er ist hinausgesperrt. Was thun? Er kann doch nicht seine Hausfrau aus dem Schlaf trommeln. Unwillkürlich legt er die Hand auf die Klinke; er versucht und siehe da! Die Thür giebt nach. Innen steckt ein Schlüssel. Er zündet einen Wachsstock an: es ist sein eigener Schlüssel. Wieso konnte er stecken bleiben? Wie kommt der Schlüssel hierher? Hat Sixten ihn vorige Nacht stecken lassen? Hat er ihn nur liegen lassen und die

Wirtin ihn angesteckt, damit er ihn finde? Da hätte sie sich nicht niedergelegt. Das Haus war entlegen, die Gegend unsicher. Wie leicht konnte sich jemand eingeschlichen haben. Er hat auf einmal die Empfindung, als habe sich jemand eingeschlichen, als sei er nicht allein. Und in diesem Moment erlischt sein Wachslicht so plötzlich, als habe es jemand ausgelöscht. In panischem Schrecken schliesst er rasch das Thor und setzt den Fuss vor. Er horcht mit klopfendem Herzen. Alles still. Wenn aber jemand im Haus gewesen, so hat er ihn nun zu sich hineingesperrt. Er war da, hinter ihm, neben ihm, sass vielleicht in seinem Zimmer und erwartete ihn. Mit raschem Entschluss eilt Sixten hinein. Sein Gemach ist leer. Blitzschnell wendet er sich um nach seinem Begleiter; denn dass etwas da ist, spürt er als gewiss. Er sucht den ganzen Raum durch, öffnet die Garderobethür, leuchtet in alle Ecken, hinter die Stühle, unter das Sofa; er schaut ins Schlafzimmer; nichts. Er untersucht seinen Revolver, ob er geladen. Dann trinkt er ein paar Gläser Wein und setzt sich nieder. Es ist erst elf; er will sich in Arbeit versenken. Das geht aber nicht. Er denkt an die Vorgänge des Abends und — in welchem Zusammenhang weiss er nicht — auf einmal taucht Tore

Gam in seiner Erinnerung auf, Szene um Szene, alles, was sie mit einander erlebt, alles, was er vergessen zu haben geglaubt. Aber auf einmal stand alles in anderem Lichte vor ihm als sonst. Er dachte nun an sich und sein Lebenswerk gleichsam mit Tore Gams Gedanken. Und Tore Gam hatte recht und er hatte unrecht. Nicht der Vorsichtige hatte recht, der sich hinter den Schirm der „Objektivität“ flüchtet, „That-sachen“ sucht und die innersten Gedanken seiner Person für sich behält. Recht hatte, wer seine ganze Individualität als Einsatz gab im Wagedkampf des Lebens. Und Sixten hatte das heimlich immer gewusst und es nur nicht wissen mögen. Warum sagte er sich das jetzt? Warum war ihm Tore Gam nun so übermächtig gegenwärtig? . . . Draussen hatte sich ein Sturm erhoben. Die Uhr schlug zwölf. Erst zwölf? Wie ging das zu? Sixten stand auf und legte sich ins Bett. Aber er fand keine Ruhe. Wunderliche Laute, ein Trippeln, Fegen, Scharren auf dem Dache, in der Wand, im Schornstein — wo war's doch? Etwas Scharfes, das kratzte, etwas Weiches das schleppte, Flügel, grosse starke Flügel, die gegen etwas schlugen, sich zu befreien suchten, dann eine Stille, die noch unheimlicher war. Er will anzünden; das Zündhölzchen löscht

im Luftzug aus. Ihm ist, als habe ein unsichtbarer Mund ihn kalt angehaucht. Und auf einmal weiss er, es nähert sich. Er hört keinen Schritt, aber der andere sucht ihn. Er starrt nach der Thür, mit dem kalten Entsetzen, mit dem man das Unausweichliche erwartet. Er starrt, bis sich der Raum hinter der Schlafzimmerportière mit einem sonderbaren Glanz erfüllt, wie eine grosse runde Sonne, in deren Mitte Dunkel war . . . Wie Tore Gam hereingekommen, wusste Sixten nicht; aber auf einmal sah er ihn leibhaftig vor sich stehen. Und sein Blick richtete sich auf ihn, so durchdringend, dass ihm das Blut stockte. Es war ganz dunkel, und doch sah ihn Sixten wie bei Tag, und der Schein, der ihn umgab, hatte nichts Irdisches an sich. Er kam näher; er sah immer mit dem gleichen, durchbohrenden, unergründlichen Blick auf Sixten, und es war, als wolle er etwas sagen und könne es nicht. In wahnsinnigem Entsetzen hebt Sixten die Hand mit dem Revolver und zugleich blitzt ein Schuss durch das Gemach und verschlingt die Erscheinung in Rauch und Flammen . . .

Ein paar Tage darauf liest Sixten Ebeling des Morgens die Zeitung. Da bleiben seine Augen auf einer Notiz haften. Er liest und begreift nicht, dass er dabei nicht den Verstand

verlor. Den Abend vorher hatte in X. sich ein Mann auf die Schienen gelegt und war vom heranbrausenden Nachtzug zermalmt worden. Dieser Mann war Tore Gam . . . Das tiefste Grauen packte Sixten — nicht über diese Nachricht, so schrecklich sie war. Er steht dem Rätsel des Lebens gegenüber, dem Medusenblick der Wirklichkeit, den er so angstvoll gemieden. Es half nichts, sich die Augen zu verbinden, sich die Ohren zu verstopfen, sein Haus und sein Herz abzusperrn. Die Angst des Lebens dringt durch tausend Ritzen zu und haucht uns mit unsichtbarem Munde an. Er hatte sie geflohen; nun war sie zu ihm gekommen. — Ein paar Tage darauf bekommt Sixten ein grosses Paket. Das Tagebuch Tore Gams. Kein Geleitwort dazu. Im Tagebuch stand, was die Lippen der Erscheinung jener Nacht nicht auszusprechen vermocht. Die lange, einförmig trübe Geschichte des Zermürens einer Seele. Sixten las und las. Und als er fertig war, schien es ihm nebensächlich, ob die Ereignisse jenes Abends eine Art von Wirklichkeit hatten oder nur durch seine überreizten Nerven kombiniert waren, ob er unter einer Hallucination gelitten oder ob Tore Gams Gedanken die Kraft gehabt hatten, in die Ferne zu wirken, ja dort, wo sie weilten, sich zu materialisieren.

Das schien Sixten eine Frage zweiter Ordnung. Ihn beschäftigte das Problem der Sympathie und Antipathie und des Hasses, der aus unsichtbaren Keimen wächst. Das Problem vom heimlichen Kampf der Gehirne. Wo war die Formel für das Kräfteparallelogramm der Geister? Nach welchem Gesetze musste seine Seele die Tore Gam überwältigen, und wieso wurde Tore Gams nun wieder Meister über ihn? Eines schien sicher: das überlebende Individuum ist nicht immer das beste. Das beste Individuum ist, das sich selber treu bleibt. Das nichts hört als die Stimme seines Innern. Die Stimme, die uns sagt, was gross ist und was klein. Diese Stimme aber verschwindet im Lärm der Menge; es übertäubt sie die Stimme der Leidenschaft, und die Stimme der Eitelkeit bringt sie zum Schweigen. Und schweigt sie erst, so gewöhnen wir uns an das Niedrige und Schlechte; das Haupt der Medusa hat keine Schrecken mehr für uns. Die Versündigung an sich selbst, das ist aber jene Sünde gegen den heiligen Geist, die nie und nimmer vergeben wird. Mit diesem Bewusstsein baut Sixten Ebeling weiter „an dem Scheinbild wissenschaftlicher Ehre, die seine Mitwelt schon begonnen hat anzuerkennen“ . . .

„Medusenhaupt“ ist kein Meisterwerk,

aber es ist ein interessantes und ergreifendes Buch. Es ist darin neu, dass die moderne Tragödie des Enthusiasten und des Ironikers erzählt wird. Beide zerbrechen: der eine, weil ihm der harte Stoff zum Widerstand gegen die Wirklichkeit fehlt, der andere, weil sein Leben keine starke leitende Idee hat. Es ist ein Buch vom Leiden der Unzulänglichkeit. Vom Sehen und Machtlossein. Vom Nichtsmehrverstehen und Nichtsmehrbegreifen. Vom Erkennen, dass „Gerechtigkeit“ eine menschliche Kategorie ist. Aber das Zusammenhängende, sich Bedingende? . . . Wir suchen und suchen im undeutlichen Sinn unseres Lebens. . . .

Wir müssen endlich auf den Wahn verzichten, dass dem Einzeldasein ein tiefer Plan zu Grunde liegt. Wir sind nur Mitspieler einer grossen Stegreiftragödie: an jedem von uns, den ihm zuerteilten Charakter reich und völlig zum Ausblühen zu bringen.

1897.